

„Mehr als auf eine Kuhhaut geht“

Predigt im Rahmen der Sommerpredigtreihe 2023

Einstieg oder besser: Aufstieg

Die Alp, von der wir aufgestiegen sind, war schon auf 2000 m. Im Wallis bist du da noch längst nicht oben. Weiter oben, hat man uns gesagt, findet ihr noch eine Alp. Ohne Käse und Milch. Dafür Eringer Kühe. Eringer. Die schwarzen. Bei denen auch die Kühe kämpfen. Ein wenig sehen sie auch so aus. Schwarz. Mit weißem Hornansatz. Und hellen Spitzen. Gerne in Herden. Auf eigenen Alpen. Also unbedingt anschauen. Und vorsichtig sein, wenn du dich näherst. Als wir oben sind, sehen sie aus wie auf dem Bild. Schwarz. Mit Glocke. Und Hörnern. Und friedlich. Kein Kampf. Warum auch. Die Rangordnung ist längst klar hier oben. Für Eringer übrigens besonders wichtig, selbst unter Kälbern. Wie für manche Menschen auch. Dafür sind sie ungeheuer schön. Stolz. Und auch ein bisschen gefährlich. Zumindest für die, die sie nicht so gut kennen. Wer ihnen nahe kommt, bringt den nötigen Respekt mit. Das wär's doch. Eringer sein. Für einen Tag.

Zurück im Tal

Kühe geben alles, liebe Gemeinde.

Zum Beispiel Milch. Die geben sie, wenn sie das erste Mal gekalbt haben. Im Durchschnitt sind sie dann etwas mehr als zwei Jahre alt. Ziemlich früh. Aber das ist Landwirtschaft. Kühe machen Gras zu Milch. Eine Milchkuh gibt im Durchschnitt 30 Liter. Das muss man erst einmal können. Weideflächen binden CO₂ in großem Umfang. Das muss man in Zeiten des Klimawandels dazusagen.

Kühe in biblischen Zeiten haben es leichter. Dafür geben sie weniger Milch. 4 Liter. So wie heute noch eine Kuh in Afrika. Nicht unbedingt viel. Jedenfalls nicht viel mehr als eine Ziege. Oder ein Schaf. Kein Wunder sind Kühe in der Bibel nicht die wichtigsten Herdentiere. Der gute Hirte kennt jedenfalls seine Schafe und nicht seine Kühe. Und er geht auch dem verlorenen Schaf und nicht dem verlorenen Kalb nach. Immerhin: Abraham soll Kühe gehabt haben. Für einen Kleinviehnomaden wirkt das übertrieben. Aber Abraham ist ja auch nicht irgendein Kleinviehnomade. Sondern der mit Gott geht. Den Gott erwählt hat. „Ich will dich segnen und du sollst ein Segen sein.“ Da darf es schon auch die eine oder andere Kuh sein, die diesen Segen sichtbar macht. So wie das verheißene Zukunftsland, in dem Milch und Honig fließen. Offensichtlich sind auch da Kühe vorgesehen.

Kühe geben alles. Das betrifft zweitens ihr Leben. Sprich: ihr Fleisch. Meistens schon als Kalb. In der Bibel steht das geschlachtete Kalb für die ganz großen Feste und Anlässe. Zum Beispiel wenn der verlorene Sohn nach Hause kommt. Trägt abgerissene Kleider. Riecht, besser: stinkt nach Schweinetrog und schlechter Ernährung. Hat alles falschgemacht. Und trotzdem läuft ihm der Vater entgegen. Nimmt ihn in die Arme. Lässt ein Kalb schlachten. Als ob er auf ihn gewartet hätte. „*Bringt schnell das beste Gewand her und zieht es ihm an und gebt ihm einen Ring an seine Hand und Schuhe an seine Füße und bringt das gemästete Kalb und schlachtet's; lasst uns essen und fröhlich sein! Denn dieser mein Sohn war tot und ist wieder lebendig geworden; er war verloren und ist gefunden worden.*“

Schön, wenn man so empfangen wird. Ob das Kalb sich auch über die Rückkehr gefreut hat, wird nicht gesagt. Aber allen, die sich jetzt beunruhigen, zur Erinnerung: So viel Fleisch wie bei uns wird in der Bibel bei weitem nicht gegessen. Für normal begabte und begüterte Menschen ist der Verzehr von Rindfleisch in biblischen Zeiten unerschwinglich. Dann schon lieber ab und zu Lamm. Oder gar kein Fleisch. Das Fleisch, das Kühe und Kälber geben, steht für die ganz besonderen Anlässe.

Bleibt drittens, was auf keine Kuhhaut geht. Die Haut. Auch die geben Rinder. Bis heute. Als Leder. Zum Beispiel als Schuhe an Ihren Füßen. Vielleicht schauen Sie noch einmal nach. Auf die Idee, die Haut mit unseren Sünden zusammenzubringen, kommt erst das Mittelalter. Irgendwo müssen sie ja festgehalten werden: Unsere größeren und kleineren Verfehlungen. Die lässlichen und die Todsünden. Die, die im Fluch der bösen Tat nachwirken und neues Unrecht verursachen – siehe Krieg und Kriegsverbrechen. Und die anderen auch. Irgendwer muss das festhalten. Für später. Für die Rechnung beim jüngsten Gericht. Die Kuhhaut steht für das Schreibmaterial. Im Mittelalter Pergament. Hauchdünn gegerbte Tierhaut, auf der man mit Tinte schreiben kann. Eine Schafhaut reicht für vier Seiten. Eine Kuhhaut für deutlich mehr. Wie das geht, kann man in der Kirche St. Georg auf der Insel Reichenau sehen. Dort halten vier Teufel eine Kuhhaut, während der fünfte aufschreibt, was sprichwörtlich nicht auf eine Kuhhaut geht. Da kommt einiges zusammen. Auch dafür müssen Kühe herhalten. Wenn uns das Maß verloren geht. Sprichwörtlich und im wörtlichen Sinn. Kühe müssen geduldige Tiere sein. Auf die Idee kann man tatsächlich kommen, wenn man sie im Stall oder auf der Weide sieht.

Zwischen Berg und Tal

Die ersten Limpurger, meine Lieblingskühe, habe ich vor einigen Jahren in Schwäbisch Hall auf der Kleincomburg gesehen. Ein kleiner Betrieb. Außenstelle der JVA. Männer im Strafvollzug haben sich um sie gekümmert. Tiere als Hilfe, um zurück ins Leben zu finden. Resozialisierung am Melkstand. Eine gute Idee. Limpurger sind mit die ältesten Rinder in Württemberg. Jedenfalls die älteste Rasse. Das Fell ist rötlich. Wunderschön. Als alte Haustierrasse sind sie zugleich gefährdet und deshalb schützenswert. Keine Hochleistungskühe, was die Milch betrifft. Dafür Weideochse vom Limpurger Rind. Sie ahnen es schon: Das steht so auf der Speisekarte. Dabei sind sie alt. Und regional. Die Limpurger Berge liegen gleich hinter Schwäbisch Hall. Nicht weit bis nach Gaildorf und in den Welzheimer Wald. Das dürfte ihre Heimat gewesen sein. Von hier aus sollen sie bis nach Paris gekommen sein. Als boeuf de hohelohe. Als 1987 die Züchtervereinigung Limpurger Rind gegründet wurde, standen im Herdenbuch gerade noch 56 Kühe. Inzwischen sind es wieder etwa 300. Das Limpurger Rind lebt. Weil es Menschen gibt, die sich um sie kümmern. Das ist eine gute Nachricht.

Zurück zur Bibel

Bleibt noch etwas, was Kühe geben. Das ist ihre Kraft. Dreinutzungsrind hat man früher gesagt, wenn Kühe Milch, Fleisch und Kraft bringen. Heute machen das mit der Kraft Maschinen. In der Bibel kommt sie noch vor. Als Arbeitskraft von Zug- und Lasttieren vor doppelrädigen Karren oder vor dem Pflug. Der Hochzeitsgast im Gleichnis Jesu kann nicht zur Hochzeit kommen, weil er seine fünf Gespanne Ochsen ansehen muss, die er gekauft hat. Oder als Ochsen, denen man beim Dreschen nicht das Maul verbinden darf. Obwohl es Ochsen im biblischen Israel eigentlich gar nicht gibt. Es sind Stiere. Aber auch für sie gilt: Sie sollen fressen dürfen, wenn sie schon zu unserer Ernährung beitragen. „Wo keine Rinder sind, da ist kein Korn.“ weiß das Sprüchebuch (Sprüche 14,4). Das sagt einiges.

Weshalb es in unserer Bibel übrigens nicht wenige Regeln und Gebote gibt, die man als Tierschutz – in dem Fall: Viehschutz – verstehen kann. Ruhezeiten für das hart arbeitende Vieh. Die Pflicht, sie aus Notlagen zu befreien, in die sie geraten sind. Sogar der Kuh meines Feindes soll ich helfen. Feindesliebe für Anfänger sozusagen. Eigentlich naheliegend. Was kann schon das Tier dafür, dass ich mit seinem Halter nicht klarkomme. Aber anspruchsvoll ist es doch.

Bleibt die Religion

Bleibt die Religion. Was wir glauben und hoffen. Damit darf man in einer Predigt im Gottesdienst am Sonntagmorgen rechnen. Auch da spielen Kühe, Kälber und Stiere eine besondere Rolle. Zunächst als Opfertier. Kein Wunder. Sie sind ja auch teuer. Ansonsten zum Thema Tier- und andere Opfer heute nicht mehr als: Wir sind dagegen. Gott will Barmherzigkeit, keine Opfer. Sagen bereits die Propheten. Eine ausnahmslos gute Nachricht. Für alle Tiere. Und auch für uns.

Aber wenn wir schon beim Gottesdienst sind. Das goldene Kalb gibt es leider auch. In der Schriftlesung haben wir davon gehört. Mit dieser Geschichte im Rücken haben es Kühe religiös zunächst einmal ziemlich schwer. Sie wissen schon: Das Kalb oder Stierbild, das die Israeliten in der Wüste zuerst machen und dann anbeten, weil Mose so lange wegbleibt. In den Vorstellungen meiner Kindheit und in meiner Kinderbibel war das riesig. Mindestens lebensgroß. Und sicher aus reinem Gold. Beides ein Irrtum, wie ich inzwischen weiß. Woher soll das Gold auch kommen, wenn Israeliten bis dahin vor allem Sklavinnen und Sklaven waren. Die kleinen Stierfiguren aus biblischer Zeit sind nicht mehr als 20 oder 30 cm groß, sagt die Archäologie. Und hinter dem Gold steckt ein Holzkern. Hauchdünn – sozusagen schwäbisch sparsam – mit Gold überzogen. Das muss reichen. Nachzulesen im Buch Jesaja.

Allerdings ist das kein Gott und auch kein Gottersatz. Dass man Gott nicht sehen kann, wissen auch die, die solche Figuren aufstellen. Es sind eher Platzhalter. Erinnerung und Hinweis auf den Gott, der uns stark macht. So wie im 92. Psalm: „Du machst mich stark wie den Wildstier und salbst mich mit frischem Öl.“ (Ps 92, 11).

Die Gefahr ist naheliegend. Bilder haben ihre eigene Wirkung. Dann ist Gott irgendwann nur noch so. Nur Stier und stark. Nicht auch verletzlich. Nur auf Macht und Durchsetzung aus. Nicht auch auf Recht. Und Gnade. Nur über allem. Nicht auf Augenhöhe. Und die, die sich zu ihm halten, werden dann auch so. Vielleicht doch keine so gute Idee mit dem Bild. Auch wenn es Kälber und Kühe sind.

Dasein genügt

Nur an Weihnachten. Da haben Kühe bis heute ihren Platz. Im Stall von Bethlehem stehen oder liegen sie jedes Jahr. In vielen Krippen. Auch bei uns. Als Ochs und Esel. Wärmen das Jesuskind mit ihrem Atem mitten im kalten Winter (Martin Schongauer). Obwohl die Bibel gerade dort eigentlich nichts von ihnen weiß. Wie sie in die Weihnachtsgeschichte hineingekommen sind, kann man erklären. Ein Bibelvers im Buch Jesaja ist schuld: „Ein Ochse kennt seinen Besitzer und ein Esel die Futterkrippe seines Herrn. Aber Israel erkennt nichts, mein Volk kommt nicht zur Einsicht.“ (Jes 1,3) heißt es da. Ein Versehen sozusagen. Oder besser: religiöse Übertragung.

Und trotzdem ist es gut, dass sie da sind. Sie bringen keine Geschenke mit wie die Weisen. Und wie die Hirten, die in unseren Krippenspielen meistens auch irgendetwas dabei haben. Sie sind mit nichts da als sich selbst. Und genau so halten sie mir einen Platz frei. Und sagen mir ohne Worte, was ich mir an Weihnachten immer wieder neu sagen lassen muss: Da sein genügt. Jedenfalls bei Gott. Mehr muss nicht sein. Ich muss nichts bringen. Ich muss nichts geben. Kein Fleisch. Keine Milch. Keine Arbeitskraft. Auch nicht meine Haut. Und schon gar nicht alles.

Und dafür steht nun ausgerechnet das Rind an der Krippe. Das sonst alles gibt. Und hat den allerbesten Platz. Der auch für mich vorgesehen ist. Weil da bereits ein anderer für uns da ist und auf uns wartet. Uns nahe kommt. Der Gott, der sich klein macht. Nicht stark wie ein Stier. Dafür verletzlich. Und trotzdem voller Liebe und Zuwendung, die allen gilt. Die hat ihre eigene Kraft. Der Gott, der mich sieht. Als Kind in der Krippe. Damit ich mich gesehen weiß und andere sehe. Und nicht

mehr sein muss als ich bin. Gottes Kind. Würde-Mensch. Und damit genug. Daran erinnern Ochs und Esel. Bis heute. In jeder Krippe. Dasein genügt. Weil das, was an Weihnachten geschieht, für mich geschieht. Und weil nicht mehr von mir erwartet als dass ich es mir gefallen lasse. Und mich darüber freue. So wie Kühe auf der Weide.

Vielleicht, liebe Gemeinde, ist das ihre wichtigste Rolle in der Bibel. Kühe sind zweifellos schöne und faszinierende Tiere. Sie haben viel zu geben. Unsere Landwirtschaft lebt bis heute von ihnen, sagen die Agrarexperten. Und eine gute und nachhaltige Lebensmittelproduktion auch. Trotzdem sollten wir sie nicht darauf reduzieren. Sie sind Lebewesen. Und darum mehr als ihr Zweck. Deshalb ist das andere nicht weniger wichtig. Vergessen Sie das nicht: Im entscheidenden Moment einfach nur da sein. Sich Gott gefallen lassen. Das genügt. Im Sommer. Und nicht nur dann. Denken Sie daran, wenn Sie demnächst einer Kuh begegnen. Und freuen Sie sich an ihrem Dasein. An dem der Kuh. Und an ihrem eigenen auch. Amen.

Nachtrag im Stall

Wie die Kühe auf der Weide heißen die, hat die Fotografin die Bäuerin auf der Weide in Irland gefragt. „All ladies“ hat die geantwortet. Auf dem Hof im Emmental ist das anders. Dort hat jede der 22 Kühe ihren eigenen Namen. Belinda, Franzi, Sabrina. Der Anfangsbuchstabe im Namen steht für das Jahr der Geburt. Zadora ist die Älteste. Z war 2013. Sie hat sich gerade wieder erholt. Darüber sind alle froh. Sie gibt am meisten Milch. 40-50 Liter am Tag, sagt die Landwirtin, die es wissen muss. Schließlich steht sie jeden morgen um 5 Uhr im Stall. Und am Abend auch. Melken. Füttern. Misten. 7 Tage in der Woche. 365 Tage im Jahr. Kühe geben nicht nur alles. Sie machen auch Arbeit. Und die eine oder andere Sorge gehört auch dazu. Was ist das Schönste? frage ich. Die Antwort kommt ohne Zögern: Wenn alle gesund sind. Das ist das Schönste. Das versteht sich offensichtlich nicht von selbst. Wer mit Tieren lebt, übernimmt Verantwortung. Dafür hat die Milch kurze Wege. Die Käserei ist gleich nebenan. Dass die im Emmental keinen Emmentaler sondern Gruyère daraus macht, ist eine andere Geschichte. Vielleicht für eine andere Sommerpredigt. „Alles Käse“. Oder so ähnlich.

Michael Werner